



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Deo juvante.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ganzen Menschheit, in die Himmelsregionen — ohne zurückkehren zu können.  
Eine Dantische Phantasie, dieser Flug Munkels durch alle Welten!

Zum Kometen

Ward er [der „Gigant“], und sein ird'scher Eigner

Ward zum „fliegenden Holländer,“

Ward zum Kaiser des Weltraums.

Schweifen wird er immer noch

In des Himmels ew'gen Fernen,

Wenn getilgt des Erdenpilgers

Fluch und der gespenst'ge Segler

Längst erlöst im Hafen ausruht.

Das Schicksal, welches schließlich dem strebenden Homunculus zu Teil wird, entspricht ganz seinen alten Idealen, nur wird's zur Geißel. Mit dem erhabenen Hinweis auf das Leben durch die Liebe schließt Hamerlings satirisches Gemälde einer Zeit ohne Liebe, ohne Seele.

Wien.

Moriz Necker.



## Deo juvante.



onte Carloo! ruft der Schaffner, und sofort entleert sich fast der ganze Zug. Wir fahren noch einige Minuten weiter an dem schönen Hafen hin, welchen ein wie eine Hand weit in das Meer gestrecktes Vorgebirge gegen Süden abschließt, und verlassen am Fuße des letztern den Wagen. Port d'Hercule heißt der Hafen, in dem jetzt nur wenige Barken und Gondeln liegen. Die Sage läßt ja den Helden auf seinem Zuge nach Spanien hier Thaten verrichten und legt ihm nach dem einsamen Felsensitze den Namen Herakles Monoikos bei; das Mittelalter aber machte daraus Monachus, und zwei Mönche in schwarzer Kutte, über deren ganze Länge sich ein weißes lateinisches Kreuz hinzieht, halten den blauweißen Mautenschild des fürstlichen Wappens. Ein Spruchband darunter zeigt die Worte: Deo juvante. Sie könnten nicht sinniger angewandt werden! Ein Grimaldi soll gegen Ende des ersten Jahrtausends die sarazenischen Seeräuber, die sich auf dem befestigten Felsen eingenistet hatten, vertrieben haben, und seine Nachkommen setzten das Geschäft der Vertriebenen nach Kräften fort. Die Geschichte dieses Hauses sieht der vieler italienischen Adelsfamilien sehr ähnlich. Bald von den Genuesen, bald mit Hilfe eines Protektors — des französischen oder des spanischen Königs, des Herzogs von Mailand, des Kaisers — wieder eingesetzt, bald mit dieser, bald mit jener Macht es haltend, durch Meuchelmord sich den Weg zum Throne bahrend,

folgten die Grimaldi einander bis an den Ausgang des vorigen Jahrhunderts. Gelegentlich warf die Bevölkerung einen Fürsten ins Meer, verbesserte aber ihr Schicksal nicht dadurch. Das Land, zu welchem damals auch Roccabruna und Mentone gehörten, benutzte daher freudig die Gelegenheit, durch Anschluß an die französische Republik seine Herrscherfamilie los zu werden. Ebenjowenig kann es freilich auffallen, daß gerade diese nach dem Sturze Napoleons wieder in ihre Rechte eingesetzt wurde, und auch dieses Verdienst soll sich der vielverdiente Talleyrand erworben haben; daß dabei etwas verdient worden ist, darf kaum bezweifelt werden.

Für den Raub zur See waren nun allerdings die Zeiten nicht mehr günstig, auch hatten die Grimaldi-Matignon sich während ihres Exils zu sehr an das Pariser Leben gewöhnt, um es mit dem Residiren auf dem damals noch ziemlich wüsten Felsen zu vertauschen. Sie blieben also fast immer in Paris und verschafften sich die Mittel für einen standesgemäßen Haushalt durch ein sinnreiches Finanzsystem. Was irgend einen Ertrag verhieß, wurde womöglich monopolisirt, oder wenn das nicht anging, wenigstens besteuert. So mußte das Volk Regiebrot kaufen und für jedes Stück Vieh, für jeden Öl-, Zitronen-, Mandelbaum u. s. w. eine eigne Abgabe entrichten. Als Fürst Florestan 1840 zum ersten male seine Staaten besuchte, ließ er sich zur Abschaffung des Getreidemonopols bewegen, aber alles andre blieb beim Alten, bis die politische Bewegung in Stalien auch den Monegasken den Mut gab, ihre Beschwerden entschiedner zur Sprache zu bringen. Dies Stückchen Revolution ist über andern, folgenreichern fast gänzlich übersehen worden, während es seiner Originalität halber verdient, nicht in Vergessenheit zu geraten. Florestan hatte sich bei Mentone eine hübsche Villa gebaut und gedachte dort den Winter 1847 bis 1848 ungestört zu verleben; deshalb erklärte er, niemand empfangen, am wenigsten Klagen anhören zu wollen. Nichtsdestoweniger rückte am 14. Dezember ihm die gesamte Bevölkerung, einschließlich der Geistlichkeit und der Beamten, als Sturmpetition vor das Haus. Der eingeschüchterte Fürst sagte die verlangten Reformen zu, schickte jedoch heimlich seinen Sohn nach Turin um Hilfe, da Sardinien seit dem Wiener Kongresse das Protektorat über Monaco ausübte. Zwei Bataillone rückten an, von der Bevölkerung erwartet, nicht mit den Waffen in der Hand, sondern mit der Büste des Königs Carlo Alberto, vor der, wie erzählt wird, die Soldaten ohne Kommando präsentirten. Das war in den ersten Tagen des Jahres 1848, und nach zwei Monaten, während deren ohne Erfolg Verhandlungen geführt worden waren, erklärten Mentone und Roccabruna sich als freies Gebiet unter piemontesischem Schutze. Florestan machte wohl im Jahre 1854 den Versuch einer Gegenrevolution, allein die Mentonesen setzten ihn in seiner Villa einfach gefangen, bis er Urfehde geschworen hatte. Die abgefallenen Gebietssteile führten dann in glücklicher Verborgenheit ein beneidenswertes Leben, zahlten keine Steuern

außer für ihr eignes Gemeinwesen, hatten kein Militär und keine Gesandten zu unterhalten, verfrachteten ihre Zitronen und Oliven über den ganzen Erdboden, und erfuhren zu ihrer angenehmen Überraschung, daß die Bucht von Mentone sich eines Winterklimas erfreut, wie kaum eine zweite Stelle in Europa.

Dieser Vorzug ist der Gegend geblieben. Ihrer Unabhängigkeit aber mußte sie sich 1860 „freiwillig“ begeben, und seit 1870 ist sie mit Monopolen und Steuern wieder reichlich gesegnet. Der Kutscher, der eine Fahrt über die italienische Grenze gemacht hat und bei der Rückkehr nicht nur seinen Wagen, sondern sogar seine Taschen nach Tabak, Zündhölzern, Spiritus u. a. m. durchsuchen lassen muß, mag wohl mit gemischten Gefühlen nach der andern Landspitze hinüberblicken, wo seine einstigen Leidensgenossen jetzt gänzlich steuerfrei leben. Die Spielbank zahlt so hohen Pacht, daß der Fürst auf andre Einnahmen verzichten kann — deo juvante, das heißt so lange die Nachbarstaaten das moderne Raubnest dulden.

Wenn wir von der Mentoneser Revolution ungefähr einen Eindruck empfangen haben, wie von dem Textbuch einer komischen Oper, so wird dieser durch den Anblick von Stadt und Schloß Monaco nicht im mindesten abgeschwächt. Die Burgen und Türme ringsumher an der Küste, welche oft noch durch den Namen der Ortschaften charakterisirt werden, wie Castiglione, Castellar, dann Roccabruna, die Burg von Mentone u. s. w., sind mehr oder weniger verfallen; die großartigen Befestigungswerke von Monaco stehen noch aufrecht, und der Schloßplatz ist höchst bedrohlich mit einigen Duzenden Kanonen (Geschenken Ludwigs XIV.) und Pyramiden von Kugeln (die möglicherweise ebenso alt sind wie die Feuerröhre) ausgestattet. Aber auf den Wällen geht man spazieren, und die Kanonen werden als Bänke benutzt, dem Wanderer und der Kinderfrau zur kurzen Ruh bereitet. Die Soldaten, lauter schöne Leute, sind ausgestattet wie die päpstliche Nobelgarde, gehen höchst würdevoll spazieren, und wenn sie bei der Ablösung einen Chor von Offenbach anstimmten, würde sich wohl niemand wundern. Das Schloß, in keinem Verhältnis zu dem  $3\frac{1}{2}$  Kilometer langen und 1 Kilometer bis — 150 Meter breiten Fürstenturm, der Ehrenhof, zu groß für das Schloß, die prachtvolle doppelarmige Freitreppe von weißem Marmor, zu groß für Hof und Schloß, die bunt übermalten Fresken, mit denen angeblich einst Caravaggio und Carlone die Längswände geschmückt haben; alles das würde sich aufs beste für eine Theaterdekoration eignen. Nicht minder der Baumwuchs, dem man sonst nur in niedrigeren Breitengraden begegnet, nicht minder die Stadt, welche sich durch langweilige Regelmäßigkeit und äußere Wohlstandigkeit von den andern, malerischen Städten mit engen, dunkeln, südlich unreinlichen Gassen unterscheidet, nicht minder endlich die mit allem Luxus „römisch-byzantinisch“ rekonstruirte Nikolauskirche, in deren Gewölben das ruhmreiche Geschlecht der Grimaldi schlummert. Es ist merkwürdig, daß weder an dieser, noch an der neuen Karlskirche in Monte Carlo der Wahlspruch mit passender Änderung angebracht worden ist: Deo juvanti.

Eine Stadt von Villen, Gasthöfen und Kaufläden, La Condamine, breitet sich in der Bodensenkung zwischen den beiden, den Hafen begrenzenden Felsvorsprüngen aus. Durch diesen sichtlich wachsenden Ort oder um denselben herum auf einer an den Bergwänden und über kühn geschwungene Brücken hingeführten Straße gelangen wir nach Monte Carlo. Hier sind wir im Feenmärchen. Der noch vor dreißig Jahren kahle Fels prangt mit den üppigsten Pflanzenformen aller Welttheile, und aus dem mannichfaltigsten Grün und der Blütenpracht blinken die Paläste, die Terrassen, die Marmorstiegen, als wären sie soeben durch einen Zauberstab aus dem Nichts heraufbeschworen worden. Nirgends sonst wird man in gleicher Weise die Lebensart verkörpert finden: das Geld spielt keine Rolle. Welche Summen die Herstellung und die Erhaltung dieser Bauten und dieser Gartenanlagen erfordern müssen, läßt sich nur ahnen. Unterirdische Heizvorrichtungen mußten benutzt werden, um die Bäume der tropischen Zone bis zu einem Grade der Entwicklung zu bringen, daß sie in dieser geschützten und sonnigen Lage im Freien fortkommen; dafür steht hier aber auch der Ficus, der es bei uns in Deutschland nur selten über einen mannhohen Schößling hinausbringt, als mächtiger Baum mit prachtvoll abgerundeter Krone, und versammelt sich hier alles, was unsre Treibhäuser als Seltenheit züchten. Und beinahe möchte man glauben, daß jedes Blatt täglich abgestäubt und gewaschen würde, und daß die Baulichkeiten nur zur Schau, nicht zur Benutzung vorhanden seien: so frisch und blank sieht alles aus. Und so stolz und heiter erhebt sich der Barockpalast in die blaue Luft, so entzückend sind die Blicke über die grünen Gänge, über das im Sonnenlicht funkelnde Meer, nach Roccabruna und Capo Martino hinüber, daß man nur einen kleinen Umstand zu vergessen braucht, um sagen zu können: hier ist ein Paradies.

Der eine kleine Umstand! Natürlich sagt man: die höchst achtbare Aktiengesellschaft, welche die Schöpfung des berühmten Hauses Blanc übernommen hat, zwingt ja keinen Besucher zum Spielen. Im Gegenteil, sie hält förmlich davon ab durch die unbedingte Öffnung der Gärten, der Musik- und Besehale für Fremde. Verbieten kann sie das Betreten der Spielsäle wohl den Landeskindern, aber nicht den Franzosen, Engländern, Amerikanern, Deutschen u. s. w. Wenn sie immer neue Tische aufstellt, so folgt sie lediglich dem Wunsche der vielen, die vor Begierde brennen, ihre Napoleons loszuwerden und keinen Platz mehr finden. Die Gesellschaft hat noch niemals einem geraten, anvertrautes Geld auf Rot oder Schwarz zu setzen, noch auch sich zu erschießen, wenn er es verspielt hat. So sagt man — mit vollem Recht. Und der größte Trumpf kommt erst! Wäre diese ganze Märchenwelt Wirklichkeit geworden ohne die Bank? Verschafft diese nicht einer großen Menge von Menschen Brot und läßt sie nicht immer neue Werke aufführen, nur um Arbeitslosen Verdienst zuzuweisen? Ja es soll sogar mehr als einmal sich ereignet haben, daß ein Spieler baaren Gewinnst mit wegnahm, um ihn erst im folgenden Jahre, natürlich mit

reichlichen Zinsen, wiederzubringen. Mithin ist die Bank zu den Wohlthätigkeitsanstalten zu rechnen. Gegen alles dies läßt sich nichts einwenden. Und wenn in der Umgegend so viele Landhäuser in bester Lage, in schönster Einrichtung, mit herrlichen Gärten gezeigt werden, deren Erbauer auf das Glück, da zu wohnen, verzichten mußten, weil sie sich in Monte Carlo ruinirt haben, so hätten sie das Wort des alten Rothschild beherzigen sollen: „So viel Geld habe ich nicht, um in Homburg zu spielen.“ Und vollends die Kranken, die an die Riviera geschickt wurden und sich durch die Aufregung am grünen Tische nur noch kränker machen — verdienen die ob ihrer Unvernunft bemitleidet zu werden?

Allein wir knüpfen an das Kapitel von den „Segnungen“ der Bank an. Diese Gegend hat sie jetzt im reichsten Maße genossen, die einstige Wüstenei ist ein Zaubergarten geworden, es wäre an der Zeit, andre Wüsten zu kultiviren. Deren giebt es ja noch so viele, in Innerafrika, im steinigem Arabien, am Nordpol. Nicht Palmen, Wigandien, Casuarinen u. s. w. brauchen dort gepflanzt, keine Paläste gebaut zu werden; wenn die wohlthätige Bank dort bescheidene Nutzwälder und Kornfelder schaffen wollte, würde sie sich noch größern Dank verdienen, und der echte und gerechte Spieler (und vor allem die Spielerin) folgte ihr auch dahin ohne Murren, das steht fest.

Doch was würde dann aus Monte Carlo werden? Ein klimatischer Kurort ersten Ranges, insbesondere für Nervenleidende. Auch Baden-Baden, Wiesbaden, Homburg glaubten einst die Spielhölle nicht entbehren zu können, und sie blühen mehr als je.

Dergleichen Gedanken nehmen sich unzeitgemäß aus, sind es jedoch vielleicht nicht. Das Geschlecht Grimaldi soll keine lange Dauer mehr versprechen. Was wird dann aus dem Ländchen? Naturgemäß gehört es, wie Nizza, zu Italien, aber es ist Enclave Frankreichs, und die Befestigungen, welche dieses auf der Tête de Chien angelegt hat, verdanken ihre Entstehung doch wohl der Voraussicht eines solchen Falles. Mit weittragenden Geschützen würden von der Bergspitze aus wohl Stadt und Bucht bestrichen werden können, und französische Truppen giebt es längs der ganzen italienischen Grenze zur Genüge. Frankreich duldet aber keine öffentlichen Banken. Und das Kasino mit seinen riesigen Räumen, seinen Kuppeln und Thürmen? Man will wissen, daß darüber schon verfügt sei. Der ultramontane französische Adel schickt seine Söhne gern nach Monaco, wie der deutsche die seinen nach Einsiedeln, damit sie von Herren mit Schaufelhüten in korrekter Gesinnung unterwiesen werden. Uniformirt wie Marinezöglinge sieht man die künftigen Legitimisten unter Führung ihrer schwarzen Offiziere da aufmarschiren. Und sollten einmal die Scharen Blancs genötigt werden, das Kasino zu räumen, dann würden, heißt es, die schwarzen Scharen des heiligen Ignaz von Loyola dort einziehen. Immer Deo juvante!